

# AMTSBLATT

## FÜR DIE ERZDIOZESE FREIBURG

229

Stück 6

Freiburg im Breisgau, 19. Februar

1955

Weihnachtsbotschaft Sr. Heiligkeit Papst Pius XII. am 24. Dezember 1954.

Nr. 44

### Weihnachtsbotschaft Sr. Heiligkeit Papst Pius XII. am 24. Dezember 1954

(Veröffentlicht am 3. Januar 1955)

„Ecce ego declinabo super eam quasi fluvium pacis: Siehe, ich leite das Heil ihr zu wie einen Strom“ (Js. 66, 12). Diese Verheißung vorherverkündet in Isaias' messianischer Weissagung und geheimnisvoll erfüllt vom menschengewordenen Wort Gottes im neuen Jerusalem, der Kirche, möge — das ist Unser Wunsch, geliebte Söhne und Töchter des katholischen Erdkreises — noch einmal über die ganze Menschenfamilie hin erschallen, als Segensgruß Unseres Herzens am heutigen Heiligen Abend.

Ein Strom des Friedens in die Welt! Dies ist die Sehnsucht, die Wir zulängst in Unserem Innern gehegt, für die Wir am inbrünstigsten gebetet und Uns eingesetzt haben seit dem Tag, an dem es der göttlichen Güte gefiel, Unserer bescheidenen Person das hohe Amt, vor dem man erzittern kann, des gemeinsamen Vaters der Völker aufzuerlegen, das Amt des Stellvertreters gerade Dessen, dem die Völker als Erbe zukommen! (Ps. 2, 8).

Wenn Wir in einer Gesamtschau die verflossenen Jahre unseres Pontifikats zusammenfassen, und zwar unter dem Blickpunkt des Auftrags, der sich für Uns ergibt aus der alle umschließenden Vaterschaft, mit der Wir betraut wurden, so scheint Uns, die göttliche Vorsehung habe Uns die besondere Sendung zuweisen wollen, in geduldiger und schier aufreibender Tätigkeit beizutragen zur Rückführung der Menschheit auf die Pfade des Friedens.

Immer wieder, wenn beim Herannahen des Weihnachtsfestes in Uns das Sehnen heftiger wurde, hinstreben zur Krippe des Friedensfürsten, um ihm sein liebstes Geschenk, die befriedete und ganz wie in einer einzigen Familie zusammengefaßte Menschheit darzubieten, war Uns statt dessen — in den ersten sechs Jahren — die unsagbare Bitterkeit beschieden, um Uns herum nur Völker zu sehen in Waffen, fortgerissen von der unsinnigen Wut gegenseitiger Zerstörung.

Wir hofften — und mit Uns hofften viele — daß, nachdem sich die Erregung des Hasses und der Rache endlich erschöpft hätte, alsbald das Morgenrot einer Zeit beständiger Eintracht anbrechen würde. Statt dessen dauerte jener beängstigende Zustand der Not und Gefahr fort, von der öffentlichen Meinung mit dem Namen „Kalter Krieg“ bezeichnet, da er in Wirklichkeit wenig oder nichts gemein hatte mit dem wahren Frieden, aber vieles mit einer Waffenpause, die beim geringsten Anstoß ins Wanken kommt. Unsere jährliche Rückkehr zur Krippe des Erlösers bestand weiterhin in einem bekümmerten Anerbieten von Schmerzen und Ängsten, mit dem sehnlichen Wunsch, daraus den notwendigen Mut zu schöpfen, um nicht nachzulassen, die Menschen zum Frieden zu mahnen und den rechten Weg zu ihm zu weisen.

Können wir wenigstens jetzt, zur sechzehnten Weihnacht Unseres Pontifikates, jenes Verlangen erfüllen? Wie von vielen versichert wird, ist langsam an die Stelle des kalten Krieges ein Zustand der Entspannung zwischen den streitenden Parteien getreten, wie eine gegenseitige Gewährung des Atemholens, eine Entspannung, der man nicht ohne eine gewisse Ironie den Namen „Kalter Friede“ gab. So gerne Wir anerkennen, daß er irgendwie einen Fortschritt in dem mühsamen Heranreifen des eigentlichen Friedens darstellt, ist er doch noch nicht das Geschenk, das würdig wäre des Geheimnisses von Bethlehem, wo „die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, Unseres Erlösers, erschien“ (Tit. 3, 4). Er steht doch zu sehr im Widerspruch mit dem Geist der Herzlichkeit, Offenheit und Klarheit, der um die Krippe des Erlösers schwebt.

Was anderes versteht man tatsächlich in der Welt der Politik unter dem kalten Frieden als das bloße Nebeneinanderbestehen verschiedener Völker, das aufrechterhalten wird durch die gegenseitige Furcht und beiderseitige Ernüchterung? Nun ist es klar, daß die einfache Koexistenz nicht den Namen „Friede“ verdient, wie ihn die in der Schule jener hohen Geister Augustinus und Thomas von Aquin geformte christliche Überlieferung zu bestimmen gelernt hat als „tranquillitas ordinis — Ruhe in

der Ordnung“. Der kalte Friede ist nur eine vorläufige Ruhe, deren Dauer bedingt ist von der wechselvollen Empfindung der Furcht und von der schwankenden Berechnung der jeweiligen Kräfte, während sie nichts an sich hat von der rechten „Ordnung“: diese setzt eine Reihe von Beziehungen voraus, die auf einen gemeinsamen, gerechten und rechten Zweck hinzielen. Bei Ausschaltung jeglichen Bandes geistiger Ordnung zwischen den Völkern, die so bruchstückartig „koexistieren“, ist sodann der kalte Friede weit entfernt von jenem Frieden, den der göttliche Meister predigte und wollte, und der auf der seelischen Einheit in der gleichen Wahrheit und in der Liebe beruht; der heilige Paulus bezeichnet ihn als „pax Dei“, als einen Frieden, der vor allem die Gedanken und die Herzen verpflichtet (vgl. Phil. 4, 7) und sich auswirkt in einträchtiger Zusammenarbeit auf allen Lebensgebieten, das politische, soziale und wirtschaftliche nicht ausgeschlossen.

Dies ist es, weshalb wir nicht wagen, den kalten Frieden dem göttlichen Kinde darzubieten. Es ist nicht der einfache und feierliche Friede (pax), den die Engel den Hirten in der Heiligen Nacht besangen; noch weniger ist es der Friede Gottes (pax Dei), der alles Begreifen übersteigt und eine Quelle tieferer und voller Freude ist (vgl. ebd.); aber es ist nicht einmal jener Friede, von dem die gegenwärtige, schon so sehr heimgesuchte Menschheit träumt. Dennoch möchten wir den Mängeln des kalten Friedens im einzelnen nachspüren, damit aus seiner Leere und unsicheren Dauer in den Lenkern der Völker und in jenen, die irgendwelchen Einfluß auf diesem Gebiet ausüben können, gebieterisch das Verlangen wach werde, ihn schnellstens in den wahren Frieden zu verwandeln, der in Wirklichkeit Christus selber ist. Ist nämlich der Friede Ordnung und die Ordnung Einheit, so ist Christus der einzige, der die Menschengesichter in der Wahrheit und Liebe einen kann und will. In diesem Sinne zeigt ihn die Kirche den Völkern mit den Worten des Propheten als den Frieden selbst: „Et erit Iste pax“ (Mich. 5, 5 — vgl. Liturg. Off. D.N.J.C. Regis, passim).

### 1. Die Koexistenz in der Furcht.

Der allgemeine, einfach aus der Beobachtung der Tatsachen gewonnene Eindruck ist der, daß die hauptsächlichste Grundlage, auf welche der gegenwärtige Zustand verhältnismäßiger Ruhe sich stützt, die Furcht ist. Jede der Gruppen, in welche die Menschheitsfamilie geteilt ist, duldet das Bestehen der anderen, weil sie nicht selbst zugrunde gehen will. Die verhängnisvolle Gefahr auf diese Weise vermeidend, leben die beiden Gruppen nicht zusammen, sondern existieren neben-

einander. Es ist kein Kriegszustand, aber auch kein Friede: es ist der Zustand kalter Ruhe. In jeder der beiden Gruppen herrscht nervöse Furcht vor der militärischen und wirtschaftlichen Macht der anderen, und in beiden ist lebendig die Besorgnis wegen der vernichtenden Wirkungen der neuesten Waffen. Mit geradezu angstvoller Aufmerksamkeit verfolgt jede Gruppe die Entwicklung der Rüstungstechnik und die wirtschaftliche Produktivität der anderen, während sie der eigenen Propaganda die Aufgabe zuweist, aus der Furcht des Partners Nutzen zu ziehen und ihre Wirkung noch zu erhöhen und zu verbreitern. Auf dem Feld der praktischen Politik, so scheint es, rechnet man nicht mehr mit anderen Grundsätzen, nämlich solchen der Vernunft oder der Sittennorm; nach so vielen Enttäuschungen scheinen sie von einem vollständigen Zusammenbruch in Skeptizismus hinweggefegt.

Die offensichtliche Sinnlosigkeit, die sich aus einem so erbarmungswürdigen Zustand der Dinge ergibt, ist diese: die heutige politische Praxis fürchtet zwar den Krieg als schlimmste Katastrophe, gewährt ihm aber doch volles Vertrauen, als ob er der einzige Ausweg zum Überleben und die einzige Richtschnur der internationalen Beziehungen wäre. In gewissem Sinne vertraut man auf das, wovor man in höchstem Maße zurückschreckt.

Nun hat aber eine so geartete politische Praxis viele — auch unter den Regierenden selbst — zu einer Überprüfung des ganzen Problems von Friede und Krieg geführt und dazu, daß sie sich aufrichtig fragen, ob die Vermeidung des Krieges und die Sicherung des Friedens nicht in höheren und menschlicheren Regionen zu suchen seien als in jener ausschließlich vom Schrecken beherrschten. So ist die Zahl derer gewachsen, die sich aufbäumen gegen den Gedanken, man müsse sich mit der bloßen Koexistenz begnügen und auf lebendigere Beziehungen zu der anderen Gruppe verzichten, und man sei gezwungen, alle Tage des eigenen Daseins in einer Atmosphäre entnervender Furcht zu verleben. So sind sie wieder dazu gekommen, die Frage Friede oder Krieg als Gegenstand einer höheren, einer christlichen Verantwortung vor Gott und dem Sittengesetz zu betrachten. Gewiß spricht auch in dieser veränderten Form der Fragestellung das Element „Furcht“ mit als Rückhalt gegen den Krieg und Antrieb zum Frieden; aber es handelt sich dabei um die heilsame Furcht Gottes, der der Hüter und Rächer der sittlichen Ordnung ist, und folglich, wie der Psalmist lehrt (Ps. 110, 10), um den Beginn der Weisheit.

Hat man die Frage auf diese höhere und der Vernunftwesen einzig würdige Ebene verlagert, so stellt

sich der Widersinn jener Lehre wieder klar heraus, die in der politischen Schulung der letzten Jahrzehnte tonangebend war: der Krieg sei eine der vielen erlaubten Formen des politischen Handelns, die notwendige, fast natürliche Art, nicht beizulegende Zwistigkeiten zwischen zwei Ländern auszutragen; der Krieg sei also etwas außerhalb jeder sittlichen Verantwortung Liegendes. Als ebenso widersinnig und unannehmbar hat sich der gleichfalls lange Zeit in Geltung stehende Grundsatz erwiesen, wonach der Regierende, der einen Krieg erklärt, nur der Möglichkeit ausgesetzt sei, einen politischen Fehler zu begehen, wenn nämlich der Krieg verloren wird; daß er aber keinesfalls einer sittlichen Schuld oder eines Verbrechens angeklagt werden könne, wenn er, obwohl er es gekonnt hätte, den Frieden nicht gewahrt habe.

Gerade diese unsinnige und unsittliche Auffassung des Krieges ließ in den verhängnisvollen Wochen des Jahres 1939 Unsere Bemühungen scheitern, die darauf ausgingen, in beiden Parteien die Bereitschaft zum Verhandeln aufrechtzuhalten. Der Krieg wurde damals wie ein Würfelspiel betrachtet, das mit größerer oder geringerer Vorsicht und Geschicklichkeit zu spielen ist, nicht als eine sittliche Tat, die an das Gewissen und die höhere Verantwortung pochte. Es bedurfte des riesigen Ausmaßes von Gräbern und Ruinen, damit sich das wahre Gesicht des Krieges enthüllte: nicht ein mehr oder weniger glückliches Interessenspiel, sondern die noch mehr seelische als materielle Tragödie von Millionen von Menschen; nicht der Einsatz einiger materieller Werte, sondern der Verlust von allem: eine Sachlage von ungeheurer Schwere.

Wie ist es möglich — so fragten sich damals viele mit der ehrlichen Einfalt des gesunden Menschenverstandes — daß, während ein jeder die sittliche Verantwortung für die eigenen ganz gewöhnlichen Handlungen lebendig in sich fühlt, die entsetzliche Tatsache des Krieges, die doch auch die Frucht freier Bestimmung in irgendwelchen Menschen ist, sich der Herrschaft des Gewissens soll entziehen können und daß es keinen Richter gäbe, an den die unschuldigen Opfer sich wenden könnten? In jener auflebenden Wiederbesinnung des Volkes fand Unser Ruf: „Krieg dem Kriege“ weite Zustimmung, der Ruf, mit dem Wir im Jahr 1944 dem leeren Formalismus politischen Handelns und den von Gott und seinen Geboten losgelösten Lehren vom Krieg den Kampf ansagten. Jene heilsame Wiederbesinnung hat sich nicht verflüchtigt, sie hat sich im Gegenteil vertieft und Boden gewonnen in den Jahren des kalten Krieges, vielleicht deshalb, weil die anhaltende Erfahrung die Sinnlosigkeit eines von der Furcht überwach-

ten Lebens noch deutlicher gezeigt hat. So hat es also den Anschein, daß der kalte Friede, selbst mit seinen Ungereimtheiten und Nöten, die ersten Schritte zu einer wirklich sittlichen Ordnung und zur Anerkennung der hohen Lehre der Kirche vom gerechten und ungerechten Krieg, vom erlaubten und verbotenen Griff nach den Waffen.

Es wird gewiß dazu kommen, wenn man von der einen wie der anderen Seite mit aufrichtigem, gleichsam religiösem Sinn wieder lernt, den Krieg als Gegenstand der sittlichen Ordnung zu sehen, deren Verletzung wirklich eine Schuld schafft, die nicht ungestraft bleibt. Es wird dazu kommen, wenn in konkreter Wirklichkeit die Staatsmänner, noch bevor sie die Vorteile und die Gefahren ihrer Entscheidungen abwägen, sich als persönlich verantwortlich vor den ewigen sittlichen Gesetzen erkennen und die Sache des Krieges als eine Gewissensfrage vor Gott betrachten. In der gegenwärtigen Lage gibt es kein anderes Mittel, die Welt von dem beklemmenden Alp zu befreien, als die Hinwendung zur Gottesfurcht, die den nicht erniedrigt, der sie in sich aufnimmt; die ihn vielmehr bewahrt vor der Schande des unmenschlichen Verbrechens, das ein nicht aufgezwungener Krieg ist. Und wer könnte sich wundern darüber, daß Friede und Krieg sich als dermaßen eng mit der religiösen Wahrheit verbunden erweisen? Die ganze Wirklichkeit ist von Gott: und gerade im Loslösen der Wirklichkeit von ihrem Ausgangspunkt und Endziel liegt die Wurzel jedes Übels.

Daraus wird auch offensichtlich, daß eine pazifistische Bemühung oder eine Friedenspropaganda, die von ausgesprochenen Gottesleugnern ausgeht, immer höchst zweifelhaft ist und nicht geeignet, das angstvolle Gefühl der Furcht zu mindern oder zu beheben, wenn sie nicht gar absichtlich als taktischer Einsatz verwendet wird, um Aufreizung und Verwirrung zu stiften.

Die gegenwärtige Koexistenz in Furcht hat demnach nur zwei Möglichkeiten vor sich: entweder erhebt sie sich zur Koexistenz in Gottesfurcht und dann zum Zusammenleben in wahren Frieden, be-seelt und überwacht von Gottes sittlicher Ordnung; oder aber sie zieht sich immer mehr zu einer eisigen Lähmung des internationalen Lebens zusammen, deren schwere Gefahren schon jetzt voraussehen sind. Die natürliche Lebensentfaltung der Völker auf die Dauer zu unterbinden, könnte diese nämlich zuletzt zu dem gleichen verzweifelten Ausweg führen, den man vermeiden will: zum Krieg. Überdies würde kein Volk auf unbeschränkte Zeit den Wettlauf des Rüstens ertragen, ohne von ihm verheerende Wirkungen auf seine normale wirtschaftliche Ent-

wicklung zu verspüren. Nutzlos wären selbst Vereinbarungen über eine Begrenzung der Rüstungen. Wenn die sittliche Grundlage der Gottesfurcht fehlt, würden solche Vereinbarungen, wenn je zustande gekommen, zur Quelle neuen gegenseitigen Mißtrauens werden.

Es bleibt also als leuchtende Hoffnung der andere Weg, der von der Furcht Gottes ausgehend, mit seiner Hilfe zum wahren Frieden führt: der aber ist Aufrichtigkeit, Wärme, Leben und dadurch würdig Dessen, der uns geschenkt wurde, damit die Menschen in Ihm, und zwar in Fülle, das Leben hätten (vgl. Jo. 10, 10).

## 2. Die Koexistenz in der Täuschung.

Wenngleich der „Kalte Krieg“ — und das gleiche gilt für den „Kalten Frieden“ — die Welt in einer schädlichen Spaltung hält, verhindert er doch bis zu diesem Augenblick nicht, daß in ihr, der Welt, ein reger Lebensrhythmus herrscht. In Wirklichkeit handelt es sich um ein Leben, das fast ausschließlich auf dem wirtschaftlichen Gebiet sich abspielt. Es ist aber unleugbar, daß die Wirtschaft, den sich überstürzenden Fortschritt der modernen Technik ausnützend, in fieberhafter Tätigkeit so überraschende Ergebnisse erzielt hat, daß man eine tiefgreifende Umformung des Lebens der Völker, auch jener, die man bisher als etwas zurückgeblieben betrachtete, voraussehen darf. Zweifelsohne kann man der Wirtschaft die Bewunderung nicht versagen für das, was sie geleistet hat, noch für das, was sie verspricht. Dennoch übt sie mit ihrer scheinbar unbegrenzten Ergiebigkeit an Gütern ohne Zahl und mit ihren vielfältigen Beziehungen auf eine große Zahl Zeitgenossen einen Zauber aus, der ihre Möglichkeiten übersteigt und sich auf ihr fremde Gebiete erstreckt. Die Täuschung, die in einem solchen der modernen Wirtschaft entgegengebrachten Vertrauen liegt, verbindet noch einmal die beiden Teile, in welche die Welt von heute zerfällt. In dem einen von ihnen wird gelehrt: wenn der Mensch ein so großes Können bewiesen hat in der Schaffung der technisch-wirtschaftlichen Wunderwelt, auf die er heute stolz ist, so wird er auch die Fähigkeit haben, die Befreiung des menschlichen Daseins von allen Entbehrungen und allen Übeln, unter denen es leidet, zu organisieren und so eine Art *Selbst Erlösung* zu vollbringen. In dem andern Teil aber gewinnt die Auffassung Raum, daß von der Wirtschaft, genauer von einer ihrer Sonderformen, wie es der *Freihandel* ist, die Lösung des Friedensproblems zu erwarten sei.

Wir hatten schon andere Male Gelegenheit auseinanderzusetzen, wie wenig solche Lehren begründet sind. Vor ungefähr hundert Jahren erwarteten die Anhänger des Freihandelssystems von diesem wun-

derbare Dinge und entdecken in ihm eine geradezu magische Kraft. Einer seiner begeisterten Vertreter stand nicht an, den Grundsatz des Freihandels nach seiner Tragweite für die Welt mit dem Gesetz der Schwerkraft, das die Körperwelt beherrscht, zu vergleichen und ihm als Eigenwirkung die Wiedernäherung der Menschen, das Verschwinden der Gegensätze von Rasse, religiösem Glauben und Sprache wie die Einheit aller Menschen in einem unerschütterlichen Frieden zuzuschreiben (vgl. Richard Cobden, *Speeches on questions of public Policy*, London, Macmillan & Co., 1870, Bd. I, 362—363).

Der Lauf der Ereignisse hat gezeigt, wie trügerisch die Einbildung ist, den Frieden dem Freihandel allein anzuvertrauen. Es würde in Zukunft nicht anders gehen, wenn man in diesem blinden Glauben beharrte, der der Wirtschaft eine erdichtete geheimnisvolle Macht zuschreibt. Übrigens fehlen gegenwärtig die tatsächlichen Grundlagen, die irgendwie die allzu rosigen, auch heute von den Nachfolgern jener Lehre gehegten Hoffnungen verbürgen könnten. In der Tat, während bei der einen der im kalten Frieden nebeneinander bestehenden Parteien die so hoch gepriesene wirtschaftliche Freiheit noch nicht Wirklichkeit geworden ist, wird sie von der anderen als sinnloses Prinzip schlechthin verworfen.

Es besteht zwischen den beiden Partnern ein durchgehender Gegensatz in der Auffassung der Grundlagen des Daseins selbst, ein Gegensatz, der mit rein wirtschaftlichen Kräften nicht überwunden werden kann. Ja, wenn, wie es der Fall ist, Beziehungen von Ursache und Wirkung zwischen der sittlichen und wirtschaftlichen Welt bestehen, muß ihre Wertordnung die sein, daß jener der Vorrang zukommt: der sittlichen Welt kommt es zu, mit ihrem Geist maßgebend auch die Gesellschaftswirtschaft zu durchdringen. Ist diese Rangordnung anerkannt und läßt man sie sich praktisch auswirken, dann wird auch die Wirtschaft, soweit sie kann, die sittliche Welt festigen, indem sie die geistig-sittlichen Voraussetzungen und die Kräfte des Friedens stärkt.

Andererseits könnte das wirtschaftliche Element dem Frieden ernste Hindernisse entgegenstellen, besonders dem kalten Frieden, verstanden als Gleichgewicht der Gruppen, wenn sie, die Wirtschaft, mit irrigen Systemen einen der Partner schwächte. Das würde geschehen, wenn einzelne Völker einer Gruppe sich ohne Unterscheidung und Rücksicht gegenüber den anderen der unaufhörlichen Steigerung der Produktivität und der dauernden Erhöhung der eigenen Lebenshaltung überließen. Unvermeidlich wäre in diesem Fall das Aufsteigen von Verstimmungen und Spannungen bei den anliegenden Völkern und infolgedessen die Schwächung der ganzen Gruppe.

Um aber von dieser Sonderüberlegung abzusehen — es ist notwendig, sich davon zu überzeugen, daß die internationalen Wirtschaftsbeziehungen insofern dem Frieden dienen werden, als sie den Forderungen des Naturrechts gehorchen, sich von der Liebe beseelen lassen, Rücksicht auf die anderen Völker nehmen und Quellen der Hilfe sind. Man sei dessen sicher, daß in den Beziehungen der Menschen, auch in den rein wirtschaftlichen, nichts von selbst wird, wie es in der Natur geschieht, die notwendig wirkenden Gesetzen unterworfen ist, sondern daß alles im wesentlichen vom Geist abhängt. Nur der Geist, Ebenbild Gottes und Ausführer seiner Pläne, kann auf Erden Ordnung und Einklang schaffen, und er wird zum Ziel kommen in dem Maß, als er sich zum treuen Kündler und gelehrigen Werkzeug macht des einen und einzigen Erlösers Jesus Christus: Er selbst ist der Friede.

Aber noch auf einem anderen Gebiet, einem noch heikleren als dem wirtschaftlichen, sind beide im kalten Frieden koexistierenden Partner im Irrtum: er geht auf die beseelenden Grundlagen der jeweiligen Einheit. Während der eine der Partner seinen festen inneren Zusammenhalt auf eine falsche, ja sogar menschliches und göttliches Recht verletzende, aber doch wirksame Idee gründet, scheint der andere zu vergessen, daß er schon eine hat, die in sich eins, wahr, mit gutem Erfolg in der Vergangenheit erprobt ist, um sich politischen Grundsätzen zuzuwenden, welche offensichtlich auflösend auf die Einheit wirken.

Im letzten Jahrzehnt, dem nach dem Krieg, brachte ein großes Sehnen nach geistiger Erneuerung die Gemüter in Wallung: eine starke Einigung Europas zu schaffen, ausgehend von den natürlichen Lebensbedingungen seiner Völker, mit dem Zweck, den überlieferten Gegensätzen zwischen ihnen ein Ende zu machen und den gemeinsamen Schutz ihrer Unabhängigkeit und ihrer friedlichen Entwicklung zu sichern. Diese vornehme Idee gab der außereuropäischen Welt keine Veranlassung zu Anklage oder Mißtrauen, soweit sie, die außereuropäische Welt, Europa guten Willen entgegenbrachte. Es herrschte außerdem die Überzeugung, daß Europa leicht in sich selbst die treibende Idee zur Einheit gefunden hätte. Aber die späteren Ereignisse und die jüngsten Vereinbarungen, von denen man hofft, daß sie den Weg zum kalten Frieden öffnen, haben den Leitgedanken einer größeren Einigung Europas nicht mehr zur Grundlage. Viele glauben in der Tat, daß die hohe Politik daran sei, zum Typ des Nationalstaates zurückzukehren, der, geschlossen in sich selbst, die Kräfte in sich zusammenballend, unruhig wech-

selnd in der Wahl seiner Bündnisse, ebenso schädlich wäre wie der im vergangenen Jahrhundert herrschende Typ.

Zu schnell hat man die ungeheuer gehäuften, von diesem Staatstyp erpreßten Opfer an Leben und Gut sowie die von ihm auferlegten erdrückenden wirtschaftlichen und seelischen Lasten vergessen. Aber das Wesen des Irrtums besteht in der Verwechslung nationalen Lebens im eigentlichen Sinn mit der nationalistischen Politik: das erste, Recht und Ehre eines Volkes, kann und soll gefördert werden; die zweite, die Keim unendlichen Übels ist, wird man nie genugsam abweisen. Das nationale Leben ist, in sich betrachtet, die Gesamtheit aller jener Kulturwerte, die eigentümlich und charakteristisch sind für eine bestimmte Gruppe und das Band ihrer geistigen Einheit bilden. Zugleich bereichert sie diese geistige Einheit, als eigener Beitrag, die Kultur der ganzen Menschheit. Seinem Wesen nach ist das nationale Leben also etwas Unpolitisches; wie die Geschichte und die praktische Erfahrung beweisen, ist dies so sehr wahr, daß das nationale Leben sich neben anderen im Bereich desselben Staates entwickeln, sich aber auch über dessen politische Grenzen hinaus erstrecken kann. Das nationale Leben wurde zum Prinzip der Auflösung der Völkergemeinschaft erst dann, als man anfang, es als Mittel zu politischen Zwecken auszunützen, das heißt also, als der zentral organisierte Machtstaat das Nationale zur Grundlage seiner Expansion, seines Ausbreitungsdranges machte. Damit haben wir den nationalistischen Staat, ein Keim von Rivalität und Zündstoff für Zwietracht.

Wenn die europäische Gemeinschaft auf diesem Weg weiterginge, so ist es klar, daß ihr Zusammenhalt sich als sehr schwach herausstellen würde im Vergleich zu dem jener Gruppe, die ihr gegenübersteht. Ihre Schwäche würde bestimmt offenbar werden am Tag eines zukünftigen Friedens, der die Aufgabe hätte, mit Klugheit und Gerechtigkeit die noch in der Schwebe gebliebenen Fragen zu regeln. Man sage nicht, daß unter den neuen Verhältnissen die Dynamik des nationalistischen Staates keine Gefahr mehr darstelle für die übrigen Völker, weil ihm in der Mehrzahl der Fälle die entscheidende wirtschaftliche und militärische Kraft fehle; denn auch die Dynamik einer eingebildeten nationalstaatlichen Macht, die mehr in Gefühlen zum Ausdruck kommt als in Taten, weckt gleicherweise Widerwillen, nährt das Mißtrauen und den Verdacht in den Bündnissen, verhindert das gegenseitige Verstehen und infolgedessen die ehrliche Zusammenarbeit und gegenseitige Hilfe, nicht mehr und nicht weniger, als wäre sie im Besitz wirklicher Macht.

Was würde unter solchen Bedingungen aus dem gemeinsamen Band, das die einzelnen Staaten zu einer Einheit zusammenfügen sollte? Was könnte die große und wirksame Idee sein, die sie zuverlässig machte in der Verteidigung und nach einem gemeinsamen Kulturprogramm handelnd? Manche wollen sie in der einmütigen Ablehnung der Lebensform sehen, die der Freiheit Gewalt antut und der andern Gruppe eigen ist. Zweifellos, der Widerwille gegen die Sklaverei hat seine Bedeutung, aber er ist etwas Negatives und hat nicht die Kraft, die Menschen mit der gleichen Wirksamkeit zum Handeln anzuspornen wie eine positive und in sich geschlossene Idee. Eine solche könnte dagegen sein der Einsatz für die gottgewollte, in Einklang mit den Erfordernissen des Allgemeinwohls stehende Freiheit, oder die Idee des Naturrechts als Grundlage des inner- und überstaatlichen Aufbaus. Nur diese und ähnliche geistig-sittlichen Ideen, die schon seit vielen Jahrhunderten zum Erbgut des christlichen Europas gehören, können den Vergleich aushalten — und ihn auch übertreffen, in dem Maß als sie lebendige Tat werden — mit der falschen, aber konkreten und kraftvollen Idee, die dem Anschein nach, nicht ohne das Zutun der Gewalt, den Zusammenhalt der andern Gruppe schafft: die Idee eines irdischen Paradieses, erhoffte Wirklichkeit, sobald es gelänge, eine bestimmte Organisationsform des menschlichen Zusammenlebens aufzubauen. So sehr diese Idee eine Täuschung ist — es gelingt ihr doch, wenigstens äußerlich, eine geschlossene und harte Einheit herzustellen und von unwissenden Massen angenommen zu werden; sie weiß ihre Anhänger zur Tat zu begeistern und sie zu Opfern zu verpflichten. Die gleiche Idee gibt ihrer Leitung in dem politischen Zusammenschluß, der sie sichtbar verkörpert, eine starke Macht der Verführung und ihren Anhängern die Verwegenheit, als Vortruppen die Reihen der andern Gruppe zu durchsetzen.

Europa dagegen wartet noch auf das Erwachen eines eigenen Bewußtseins. In dem, was es als Erfahrung und Reife, als Organisation gesellschaftlichen Lebens und als Kultureinfluß darstellt, scheint es inzwischen in nicht wenigen Weltregionen an Boden zu verlieren. In Wirklichkeit ist dieser Rückzug der seiner nationalstaatlichen Vertreter; sie sind gezwungen, sich vor Gegnern zurückzuziehen, die sich gerade ihre Methoden zu eigen gemacht haben. Besonders bei gewissen Völkern, die bisher als Kolonialvölker galten, wandelte sich der Prozeß organischen Reifens

zu staatlichem Eigensein, den Europa mit Umsicht und Eifer hätte lenken müssen, jählings in explosive Mischung von Nationalgefühl und Machtstreben. Es ist zuzugeben, daß auch diese unvorhergesehenen Brände zum Schaden für das Ansehen und die Interessen Europas wenigstens zum Teil die Frucht seines schlechten Beispiels sind.

Handelt es sich für Europa nur um ein augenblickliches Versagen? — Auf jeden Fall, das was bleiben muß und bleiben wird, ist das echte Europa, die Fülle all der geistig-sittlichen und kulturellen Werte, die das Abendland aufgehäuft hat, schöpfend aus den Reichtümern seiner Einzelnationen, um sie der ganzen Welt auszuverteilen. Europa wird nach den Fügungen der göttlichen Vorsehung auch noch weiterhin Hort und Spender dieser Werte sein können, wenn es versteht, sich auf sein eigenes geistiges Wesen zurückzubesinnen und der Vergötzung der Macht abzuschwören. Wie in der Vergangenheit die Quellen seiner Kraft und seiner Kultur in höchstem Grad christlich waren, so muß es sich zur Rückkehr zu Gott und den christlichen Idealen entschließen, wenn es Grundlage und Band seiner Einheit und seiner wahren Größe wiederfinden will. Und wenn jene Quellen teilweise vertrocknet zu sein scheinen, wenn jenes Band zu zerreißen und der Untergang seiner Einheit zu zerbrechen droht, so fällt die geschichtliche oder jetzzeitige Verantwortung auf beide Partner, die sich heute in angstvoller gegenseitiger Furcht gegenüberstehen.

Diese Gründe müßten für die Menschen guten Willens im einen wie im anderen Lager genügen, um zu ersehnen, zu beten und zu handeln, daß die Menschheit frei werde vom Rausch der Macht und der Vormachtstellung, und daß der Geist Gottes die Oberherrschaft über die Welt führe, wo einstmals der Allmächtige selbst kein anderes Mittel wählte, um die zu retten, die Er liebte, als sich zum schwachen Kind in einer armen Krippe zu machen. „Denn ein Kind ist uns geboren, und ein Sohn ist uns geschenkt, und Herrschaft ruht auf seiner Schulter“ (Js. 9, 6; vgl. Intr. der 3. Messe von Weihnachten).

### 3. Die Koexistenz in der Wahrheit.

So traurig es ist, festzustellen, wie der gegenwärtige Bruch der Menschheitsfamilie seinen Ansatz nahm zwischen Menschen, die denselben Heiland Jesus Christus kannten und anbeteten, so scheint Uns trotzdem die Zuversicht begründet, es könne in eben Seinem Namen eine Brücke von Ufer zu Ufer geschlagen und das schmerzhaft zerrissene gemeinsame Band wiederhergestellt werden.

Man hofft tatsächlich, daß die heutige Koexistenz die Menschheit dem Frieden näherbringt. Um aber diese Erwartung zu rechtfertigen, muß es irgendwie eine Koexistenz in der Wahrheit sein. Doch läßt sich aus der Wahrheit eine Brücke zwischen diesen beiden getrennten Welten nur errichten, wenn sie sich auf die in der einen und der anderen Welt l e b e n d e n M e n s c h e n stützt, nicht aber auf ihre Regierungsformen oder Systeme gesellschaftlichen Daseins. Denn während sich der eine der beiden Partner noch in weitem Umfang, bewußt oder unbewußt, bemüht, das Naturrecht zu wahren, hat sich das auf der andern Seite geltende System vollständig von dieser Grundlage gelöst. Wenn ein einseitiger Supranaturalismus eine solche Haltung einfach übersehen will, mit der Begründung, daß wir ja in der Welt der Erlösung lebten und darum der Naturordnung entzogen seien; oder wenn man darauf besteht, den kollektivistischen Grundcharakter dieses Systems als „geschichtliche Wahrheit“ anzuerkennen, in dem Sinn, daß auch er dem Willen Gottes entspreche; so sind dies Irrtümer, denen ein Katholik in keinem Fall unterliegen darf.

Der richtige Weg ist ein ganz anderer. In beiden Lagern gibt es Millionen, die mehr oder weniger lebendig die Spur Christi festgehalten haben: sie alle sollten nicht weniger als die treuen und eifrigen Gläubigen aufgerufen werden, mitzuwirken, die Einheitsgrundlage der Menschheitsfamilie zu erneuern. Es ist wahr, daß auf seiten des einen der Partner die Stimme der Menschen, die entschlossen für die Wahrheit, die Liebe, den Geist eintreten, erstickt ist durch den Druck der öffentlichen Gewalt und daß man auf seiten des anderen zu furchtsam ist, für das Wollen des Guten laut einzustehen; es ist Pflicht der Politik der Wiedervereinigung, die einen zu ermutigen und den andern Gehör zu schenken. Auf der Seite besonders, wo es kein Verbrechen ist, sich gegen den Irrtum zu stellen, müßten die Staatsmänner ein größeres Selbstvertrauen besitzen, den anderen mehr selbstsicheren Mut zeigen und die Drohungen der finsternen Mächte, die immer wieder Politik und Vorrecht der Gewalt in Anwendung bringen möchten, vereiteln; sie sollten klug, aber nachdrücklich die Scharen der Menschen guten Willens intakt halten und verstärken, an erster Stelle derer, die an Gott glauben, deren die Sache des wahren Friedens überall viele zählt. Es wäre sicher eine irrierte Politik der Wiedervereinigung — wenn nicht geradezu Verrat —, nationalstaatlichen Interessen völkische Minderheiten zu opfern, die der Macht entbehren, ihre höchsten Güter, ihren Glauben und ihre christliche Kultur, zu ver-

teidigen. Die so täten, wären ungläubwürdig und handelten nicht ehrlich, wenn sie dann in den Fällen, wo ihr Interesse es verlangte, auf die Werte der Religion und die Achtung vor dem Recht sich beriefen.

Viele bieten sich an, die Grundlagen für die Einigung der Menschen zu schaffen. Da jedoch diese Grundlage oder Brücke geistig-sittlicher Natur sein muß, sind sicher für diese Aufgabe n i c h t g e e i g n e t die Skeptiker und Zyniker, die nach der Schule eines mehr oder minder verhüllten Materialismus sogar die erhabensten Wahrheiten und die höchsten geistigen Werte auf physische Reaktionen zurückführen oder von bloßen Ideologien sprechen. Ebenso sind dafür nicht geeignet jene, die weder u n b e d i n g t v e r b i n d l i c h e W a h r h e i t e n a n e r k e n n e n noch sittliche Pflichten auf dem Gebiet des gesellschaftlichen Lebens annehmen. Diese letzteren, die schon in der Vergangenheit durch ihren Mißbrauch der Freiheit und durch eine alles niederreisende und unvernünftige Kritik, häufig unbewußt, es dahin brachten, daß sich ein günstiges Klima für die Diktatur und die Unterdrückung bereitete, drängen sich von neuem nach vorn, um das Werk einer gesellschaftlichen und politischen Befriedung, die auf christliche Anregung in Angriff genommen wurde, in Verwirrung zu bringen. Da und dort erheben sie nicht selten ihre Stimme gegen solche, die sich bewußt als Christen mit vollem Recht den Problemen der Politik wie überhaupt des öffentlichen Lebens widmen. Bisweilen schwärzen sie auch die Sicherheit und Kraft an, die der Christ aus dem Besitz der absoluten Wahrheit schöpft, und verbreiten im Gegensatz dazu die Überzeugung, es gereiche dem modernen Menschen zur Ehre, und es sei ein Vorzug seiner Erziehung, keine festen Ideen und keine bestimmten Ziele zu haben, auch nicht an irgendeine geistig-sittliche Welt gebunden zu sein. Inzwischen vergißt man, daß gerade in solchen Grundsätzen die heutige Verwirrung und Unordnung ihren Ursprung hat; sie wollen sich auch nicht daran erinnern, daß gerade die christlichen von ihnen heute bekämpften Kräfte in vielen Ländern es schafften, die von jenen selbst vergeudete Freiheit wiederherzustellen. Von solchen Menschen kann die Brücke der Wahrheit und die gemeinsame geistige Basis sicher nicht erstehen; vielmehr ist zu erwarten, daß sie, je nach der Lage, es nicht unangebracht finden, mit dem falschen System des anderen Ufers zu sympathisieren, wobei sie sich darein finden, ihm auch zu verfallen, wenn es vorübergehend triumphieren sollte.

Indem Wir also voll Vertrauen auf die göttliche Güte erwarten, daß die geistige und christliche Brücke, die zwischen den beiden Ufern in etwa schon

besteht, noch breiter und tragfähiger werde, möchten Wir an die Christen jener Länder, wo man sich noch des Gottesgeschenks des Friedens erfreut, die Mahnung richten, alles nur Mögliche zu tun, um die Stunde seiner allgemeinen Wiederherstellung zu beschleunigen. Vor allem mögen sie sich davon überzeugen, daß, wenn der Besitz der Wahrheit nur in ihnen — etwa als Gegenstand ihres Beschauens, um seelischen Genuß daraus zu ziehen — verschlossen bliebe, er der Sache des Friedens nicht dienen würde. Die Wahrheit muß gelebt, weitergegeben, auf alle Lebensbereiche angewandt werden. Auch die Wahrheit, zumal die christliche, ist ein Talent, das Gott in die Hand seiner Diener legt, damit es durch ihr Schaffen Frucht bringe in Werken des Heiles aller. Die Besitzer der Wahrheit möchten Wir alle fragen, bevor es der ewige Richter tut, ob sie jenes Talent so angelegt haben, daß sie die Einladung des Herrn verdienen, einzugehen in die Freude seines Friedens. Wie viele, vielleicht auch katholische Priester und Laien, müßten den Vorwurf fühlen, daß sie im Gegenteil diesen und anderen geistigen Besitz infolge ihrer Trägheit oder ihrer Unempfindlichkeit gegenüber den menschlichen Nöten im eigenen Herzen vergraben haben! Im besonderen würden sie sich schuldig machen, wenn sie es duldeten, daß das Volk beinahe ohne Hirten bleibe, während der Feind Gottes mit Hilfe seiner mächtigen Organisation unter den nicht fest genug in der Wahrheit geformten Menschen verheerenden Schaden anrichtet. Gleicherweise wären Priester und Laien verantwortlich, wenn das Volk von der christlichen Liebe nicht jene tätige Hilfe erhielte und erführe, die Gottes Wille vorschreibt. Auch jene Priester und Laien würden nicht ihre Pflicht erfüllen, die freiwillig Augen und Mund schlossen gegenüber sozialen Mißständen, deren Zeugen sie sind, und so Anlaß böten zu unberechtigten Angriffen gegen die soziale Befähigung des Christentums und gegen die Wirkkraft der Soziallehre der Kirche, die dank der Gnade Gottes so viele und offensichtliche Erweise jener Kraft gerade in den letzten Jahrzehnten gegeben hat. Wo jenes Versagen zuträfe, würden auch sie die Verantwortung tragen,

wenn in dem einen und anderen Fall Jugendgruppen, ja sogar Seelsorger einem irrigen Radikalismus und Progressismus verfielen.

Noch schwerere Folgen für die soziale und auch für die politische Ordnung würde das Verhalten jener Christen nach sich ziehen — ob sie sich nun in gehobener oder niederer Stellung finden, oder ob sie mehr oder weniger wohlhabend sind —, die sich nicht entschlossen, die eigenen sozialen Verpflichtungen in der Führung ihrer wirtschaftlichen Angelegenheiten anzuerkennen und zu beobachten. Wer nicht bereit ist, den Gebrauch seines Eigentums der gemeinsamen Wohlfahrt in gerechtem Maß anzupassen, sei es frei gemäß der Stimme des eigenen Gewissens, sei es vermittels organisierter Formen öffentlichen Charakters, der hilft mit, soweit es auf ihn ankommt, das unentbehrliche Vorwalten der persönlichen Initiative und Verantwortung im gesellschaftlichen Leben zu unterbinden.

In den demokratischen Systemen kann man leicht einem solchen Irrtum verfallen, wenn das Einzelinteresse unter den Schutz jener kollektiven oder Partei-Organisationen gestellt wird, von denen man den Schutz der Summe der Einzelinteressen, anstatt die Förderung des Allgemeinwohls verlangt. Auf diese Weise wird die Wirtschaft leicht zur Beute anonymer Kräfte, die sie politisch vergewaltigen.

Geliebte Söhne und Töchter! Wir sind der göttlichen Güte dankbar, daß sie Uns noch einmal gewährt hat, als sorgender Vater Euch die Wege des Guten zu weisen. Möge die Erde, überflutet vom Strom des wahren Friedens, Gott in des Himmels Höhen lobsingen! „Transeamus usque Bethlehem!“ (Luk. 2, 15). Kehren wir zurück zur Krippe der Aufrichtigkeit, Wahrheit und Liebe, wo der Eingeborene Sohn Gottes sich als Mensch den Menschen schenkt, damit die Menschheit in Ihm wieder ihr Band der Einheit und ihren Frieden entdecke. *Hodie nobis de coelo pax vera descendit* (Off. in Nativ. Dom., Resp. ad II lect.). Auf daß die Erde würdig sei, ihn zu empfangen, rufen Wir auf alle den Reichtum der göttlichen Segnungen herab.“

Übersetzung: Presseamt des Vatikans.

Die Sperrungen im Text wurden von uns vorgenommen.

### Erzbischöfliches Ordinariat